Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50. Bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich mit Ausnahme nach Sonn- und Festtagen ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
(nur Wochentags)
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 267. **Sonnabend** den 1. Juni 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 1. Juni.

Zu den vielen Klagen über die unersprießliche Thätigkeit des deutschen Reichstags gesellt sich in der „Wes.-Ztg." auch ein Stoßseufzer darüber, daß in den Berathungen des Parlaments die Politik der materiellen Interessen einen zu breiten Raum einnehme. „Woria", so fragt das genannte Blatt, „besteht heutzutage die Politik?" Und es antwortet auf diese Frage: „Vorzugsweise, fast ausschließlich in Getreide, Tabak, Spiritus, Schweinen, Margarine, Quebracho, Zucker, Petroleum und noch etlichen Artikeln. Diesen Ausspruch lasen wir kürzlich in einer deutschen Zeitschrift; er nimmt sich etwas schroff aus, ist aber im Ganzen richtig. Manche erblicken sogar einen Vorzug unseres Zeitalters darin, daß es sich nicht mehr, wie unsere anscheinend etwas geistesschwachen Väter und Großväter, für allerlei nebelhafte Dinge, wie Freiheit, Gerechtigkeit, Humanität und dgl. interessire, sondern die handgreiflichen Realitäten der Welt in den Vordergrund seiner Bestrebungen gerückt habe. Den Vorzug wollen wir auf sich beruhen lassen; daß er mit Schattenseiten verbunden ist, läßt sich nicht leugnen. Mögen unsere Väter, wenn sie allzu einseitig sich mit den Formeln der Politik beschäftigten, viel leeres Stroh gedroschen haben, so hat doch diese ihre Thätigkeit, eben weil sie sich von den Wirklichkeiten des Lebens mehr fern hielt, diesen auch weniger Schaden zugefügt. Handel und Wandel, Landbau und Gewerbe gingen relativ ungestört daneben ihren Gang; sie brauchten nicht, wie jetzt, in der steten Furcht zu leben, daß der politische Dreschflegel bald an dieser, bald an jener Stelle, in ihr Contor, auf ihre Saat, in ihre Werkstatt, niedersause und die Instrumente oder die Früchte ihres Betriebes zerstöre. Wenn man in den Kanzleien und den Ständeversammlungen Irrthümer beging, was gewiß nicht selten vorkam, so merkte doch die große Masse der arbeitenden Bevölkerung nicht viel davon; man durfte noch wie jener Redner sprechen, der in einem weinbauenden Wahlbezirke einst den Wählern sagte: „Eine Stunde Sonnenschein ist für Euch wichtiger als alle Parlamentsdebatten." Heute hängt von dem Ausgange einer Parlamentsdebatte oft Wohl und Wehe, Fortbestand und Untergang ganzer Industrien ab." — Etwas Richtiges ist in dieser Ausführung ganz zweifellos, und zweifellos fällt auch ein nicht unwesentlicher Theil der Schuld auf den Reichstag. Es ist ein krankhafter Zug unserer Zeit, bei jeder wirklichen oder scheinbaren Unzuträglichkeit im wirthschaftlichen Leben nach der Gesetzgebung zu rufen. Und diesen krankhaften Zug beuten die nach Popularität haschenden Parteien aus, indem sie gleich solchen Aerzten, die ihren eingebildeten Kranken Recepte über Recepte verschreiben, sofort mit Dutzenden von Anträgen bereit sind. Und weil diese übereilten Anträge nicht auf die Beobachtung des wirthschaftlichen Gesammtzustandes, sondern nur auf einzelne Symptome sich gründen, so können die aus diesen Anträgen entstehenden Gesetze auch keine dauernde und allgemeine Wirkung haben. Sie bringen im Gegentheil nur andere Schäden zu Tage, steigern die Begehrlichkeit und vermehren die Unsicherheit im wirthschaftlichen Leben, die der schlimmste Feind der naturgemäßen Heilung temporärer Unzuträglichkeiten ist. Gesteigert wird das Uebel noch dadurch, daß die meisten Fractionen die materiellen Fragen nicht objectiv, sondern durch die Brille von Parteidoctrinen betrachten und politische Machtfragen mit ihnen verquicken. Die legislativen Resultate der Debatten über materielle Fragen werden dadurch noch verderblicher. Aber es würde zu einer solchen Fülle theils übereilter, theils schädlicher legislativer Resultate gar nicht kommen können, wenn der Bundesrath mit seinen Zustimmungen zu den auf materielle Interessen sich beziehenden Beschlüssen des Reichstags etwas sparsamer wäre und seine eigenen Vorlagen materieller Natur etwas länger antreifen ließe. Diese hohe Körperschaft ist aber von dem krankhaften Zuge der Zeit nicht minder angesteckt als der Reichstag, und nicht minder lüstern nach Popularität. Der Anlaß zu der Klage der „Weser-Ztg." wird daher, wie so mancher andere Beschwerdegrund, erst schwinden, wenn wir uns im Reiche wieder einer starken leitenden Kraft erfreuen, die über die Erscheinungen des Tages hinausblickt und mit fester Hand zurückweist, was die Tageswirren nur noch vermehren muß.

Die verflossene Reichstagssession hat in selten reichem Maße die Gelegenheit zur Feststellung der Zahl der Anwesenden im Gefolge gehabt. An 20 von den 99 Sitzungstagen wurde das Haus gezählt, an drei Tagen sogar zweimal, also im Ganzen 23 mal. Das geschah achtmal mit dem Erfolg, daß die Beschlußunfähigkeit festgestellt und demgemäß die Sitzung abgebrochen wurde. Doch wäre es sicher noch zu günstig gerechnet, wenn man hieraus folgern wollte, daß die beschlußfähigen zu den beschlußunfähigen Versammlungen im Verhältniß von 15:8 sich befunden hätten. — Die höchste Anwesenheitsziffer von 338 (85,2 Procent des vollzähligen Reichstags) wurde am Tage der Eröffnung der Session ermittelt, bei der Schriftführerwahl am folgenden Tage war sie auf 328 herabgesunken und sie hat sich dann im Laufe der Session nur noch an einem Tage (7. Mai) über 300 erhoben: die Wahl des Abgeordneten von Dziembowski-Bomst wurde mit 210 gegen 103 Stimmen, also bei Anwesenheit von 313 Abgeordneten cassirt. Im Durchschnitt der 23 Zählungen betrug die Anwesenheitsziffer 227 (= 57,2 %), und zwar steht der höchsten Zahl vom 5. December als niedrigste die vom 4. Mai gegenüber; an diesem Tage waren nur 102 Mitglieder (25,7 %) anwesend. Mindestens ebenso interessant ist aber wohl die Thatsache, daß im Durchschnitt aller ermittelten Fälle rund 108 Mitglieder des hohen Hauses, das sind 27,2 %, ohne Entschuldigung zu fehlen beliebten, und zwar erreichte diese Ziffer ihren höchsten Stand von 221 am 4. Mai und 208 am 17. December, ging also bis zu 55,6 % aufwärts, während die niedrigste Ziffer an dem sonst so wenig ruhmreichen 23. März mit 38 (9,5 Proc.) und wiederum bei der Abstimmung über die Wahl von Dziembowski's am 7. Mai mit 46 (11,8 Proc.) sich ergiebt. Auf die nationalliberale Partei und die ihr zuzurechnenden Fractionslosen entfällt hier ein Antheil von durchschnittlich 9 ohne Entschuldigung Fehlenden, das sind etwa 18 Proc. der in Betracht gezogenen parteipolitischen Gruppe.

Den französischen Chauvinisten hat die Leitung und der Gang der äußeren Politik des Cabinets Ribot in der allerjüngsten Zeit erhebliches Alpdrücken bereitet, und schon seit Wochen schwebt die drohende Wolke eines Interpellationsgewitters über dem Parlament. Gestern hat sie sich zunächst über den Häuptern der würdigen Senatoren entladen, aus deren Mitte heraus der Royalist Beaumanoir der Regierung den Vorwurf ins Gesicht schleuderte, sie opfere den republikanischen Stolz und gebe die Ehre der Republik preis, wenn sie Frankreich die Schmach anthue, ein französisches Geschwader nach Kiel zu senden, womit sie eine Politik des Verzichtes treibe. Auch auf das Zusammengehen Frankreichs mit Rußland und Deutschland in der ostasiatischen und die gemeinsamen Schritte der Republik, Rußlands und Englands in der armenischen Frage spielte Beaumanoir an, indem er durchblicken ließ, daß Frankreich im Ostasien nur den Interessen Deutschlands, in Armenien denjenigen Englands zu Hilfe gekommen sei und daran die Frage knüpfte, ob Frankreich deshalb seine gewaltigen Heere unterhalte. Was zunächst die beiden letztgenannten Gravamina Beaumanoir's betrifft, der offenbar ad oculos demonstriren wolle, daß nicht das republikanische, sondern lediglich das monarchische Frankreich im Stande sei, die Würde, die traditionelle „gloire" des Landes zu wahren, so legte der Minister des Auswärtigen Hanotaux den Standpunct der Regierung durchaus sachlich, geschickt und würdevoll, ohne dem nationalen Empfinden der Franzosen auch nur das Geringste zu vergeben, dahin dar, daß der Curs der äußern Politik sich durchaus nicht geändert habe, denn es widerstrebe keineswegs den allgemeinen Interessen der nationalen Politik, in besonderen Fällen mit anderen Mächten gemeinsam friedliche Resultate anzustreben. In der ostasiatischen Frage sei außerdem ein Zusammengehen mit Rußland und Deutschland durch die vitalsten Interessen der Republik in Ostasien, wo Frankreich unbedingt auf den Bestand eines großen chinesischen Reiches angewiesen sei, unumgänglich und schon durch die Freundschaftsstellung Frankreichs zu Rußland an die Hand gegeben gewesen, in der armenischen Angelegenheit mit zu interveniren habe der Republik die Nothwendigkeit der Erhaltung des Friedens, nicht minder aber die Rücksicht auf die Großmachtstellung Frankreichs nahe gelegt, das nicht darauf verzichten könne, in internationalen Fragen mitzureden. So habe die Regierung gerade das gethan, was die Interpellation vermisse, nämlich die Würde der Republik gewahrt. Die ausführlichen Erklärungen Hanotaux's nach dieser Richtung hin reproduciren wir an anderer Stelle, um hier den Theil seiner meisterhaften Rede, welche sich auf die Kieler Festlichkeiten bezieht, um so schärfer hervorzuheben. Der Minister sagte in dieser Beziehung:

„De l'Angle-Beaumanoir hat im Laufe seiner Rede einen andern Punct berührt, über den die Regierung sich vor dem Parlament und vor dem Lande zu erklären wünscht. Es handelt sich um die Theilnahme Frankreichs an der Einweihungsfeier des Nord-Ostsee-Canals. Stehen wir hier vor einer Thatsache, welche einen Wendepunct in unserer Politik bezeichnet? Haben die Gründe, welche unsere Entscheidung bestimmten, eine politische Tragweite, die im Widerspruch steht mit dem, was bis zum heutigen Tage geschehen ist? Nein, meine Herren, das ist nicht der Charakter der Einladung, die an uns ergangen ist, das ist nicht der Charakter unserer Zusage. Wir legen Werth darauf, hierüber keinen Zweifel bestehen zu lassen. Im Uebrigen haben wir auch von Anfang an unsere Empfindungen in dieser Hinsicht zu deutlich zu erkennen gegeben, als daß ich schwanken könnte, öffentlich diese Erklärung für einen Act der internationalen Höflichkeit, der sich an alle Mächte richtete und der durch einen Act der internationalen Höflichkeit erwidert wurde, zu wiederholen. Auf diese bestimmten Grenzen haben wir eine Betheiligung beschränkt, die keinen andern Charakter hat oder haben kann. Im vollen Frieden müssen die Beziehungen der Völker zu einander geleitet sein durch ein würdiges und einfaches Gefühl für das international Angemessene. Augenscheinlich analoge Erwägungen haben auch die früheren Regierungen geleitet, als sie beschlossen, an dem Berliner Congreß 1878 und an den Congo-Conferenzen 1885 theilzunehmen, eine militärische Deputation zu der Beisetzung Kaiser Wilhelm's I. im Jahre 1888 und eine politische und eine Arbeiter-Deputation zu dem Congreß von 1890 zu entsenden, und obgleich sich gewisse Besorgnisse auch damals zeigten, als jene Entschlüsse gefaßt wurden, hat doch später Niemand behaupten können und wird auch morgen Niemand behaupten können, daß irgend etwas in den Empfindungen oder in dem moralischen Ansehen einer Nation verändert worden ist, die unbezwinglich treu an ihren Erinnerungen hält und auf ihre Zukunft vertraut. Ich glaube, meine Herren, daß diese aufrichtige Darlegung als Antwort auf jene Befürchtungen genügt, zu deren Echo sich De l'Angle-Beaumanoir in diesen Räumen gemacht hat, und ich hoffe, daß der Senat sich mit diesen kurzen Erklärungen begnügen wird."

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Minister gerade hinsichtlich dieses Punctes der Interpellation in einer ungemein mißlichen Lage war, aber er hat sich auf eine Weise aus der Affaire gezogen, die weder den französischen Chauvinismus desavouirte, noch geeignet war, in Deutschland zu verletzen. Er bezeichnete die Einladung zu den Kieler Festlichkeiten sowohl, wie die Annahme der Einladung als pure Acte internationaler Höflichkeit analog einer Reihe ähnlicher Präcedenzfälle, die auf die Richtung der Politik nicht den mindesten Einfluß hätten, und fand sich zu dieser Interpretation um so mehr berechtigt, als die officiöse Auslassung der „Köln. Ztg." vom Montag, welche gleichfalls in dem Kieler Rendezvous blos eine Gepflogenheit internationaler Höflichkeit ohne alle politische Folgen erblickt, sie ihm geradezu in den Mund gelegt hatte. Daß Hanotaux den Heißspornen unter den Chauvinisten mit der emphatischen Versicherung des unbezwinglichen „Festhaltens der Nation an ihren Erinnerungen und an dem Vertrauen auf ihre Zukunft" den üblichen Knochen hinwarf, nimmt ihm bei uns Niemand übel. In Deutschland ist man von der Aufrichtigkeit der friedlichen Intentionen dieses Politikers überzeugt und weiß, daß er dem französischen Chauvinismus jenes formale Zugeständniß machen mußte, wenn er überhaupt zum Wort kommen wollte. Ob dasselbe bei der noch in Aussicht stehenden Interpellation in der Deputirtenkammer genügen wird, ist allerdings noch zweifelhaft, doch wird es wohl auch dort zu einem Vertrauensvotum für den Minister des Auswärtigen kommen, wenn auch erst nach dem dort unvermeidlichen Scandal. Eins konnte Hanotaux nicht sagen, aber in dem lebhaften Beifall, mit welchem seine Aeußerungen, und in dem eisigen Schweigen, mit welchem Beaumanoir's Interpellation angehört wurde, lag es ausgedrückt, daß thatsächlich doch eine andere Zeit mit anderen Auffassungen und Empfindungen in Frankreich im Anzug begriffen ist, die den Ruhm der Republik nicht in der Entfaltung der Kraft der französischen Nation zum Zwecke der zweifelhaften Rückeroberung des Stückchens Erde „Elsaß-Lothringen", sondern zum Zweck kraftvoller Bethätigung auf dem immer mehr sich erweiternden Welttheater sucht, auf dem Frankreich gerade jetzt viel gewinnen, aber auch viel verlieren kann, wenn es sich noch weiter in den einen engen Gedanken: „Revanche!" verrennt. Wenn Hanotaux auf die boshafte Anzapfung, welche in der Bemerkung der Interpellation lag: „Andere Nationen verheimlichen ihre Bündniß-Verträge nicht, wir müssen dasselbe thun", mit keiner Silbe einging, so ist das zu selbstverständlich, als daß man es rechtfertigen müßte. Der Bündnißvertrag mit Rußland, der allein gemeint ist, existirt eben nicht. Das konnte Herr Beaumanoir erst vor wenigen Tagen wieder in den „Nowosti" lesen.

Von mehreren Seiten wird in letzter Zeit der Besorgniß Ausdruck gegeben, daß ein befriedigender Abschluß der ostasiatischen Krise durch die Schwierigkeiten verzögert werden könne, welche Japan bei der Besitzergreifung von Formosa zu überwinden haben würde. Man darf allerdings die Hindernisse, welche sich einer materiellen Besitzergreifung durch Japan auf Formosa eventuell in den Weg stellen könnten, nicht unterschätzen. Es sollen, nach freilich nicht näher zu controlirenden Angaben, ca. 80 000 Mann chinesischer Truppen auf der Insel stehen, von denen 50 000 als wohl bewaffnet und disciplinirt geschildert werden. Die meisten führen Mauser-, einige Repetirgewehre. Der Rest von 30 000 Mann sind Milizen. Daneben geht angeblich das Aushebungsgeschäft ununterbrochen weiter, die Behörde nimmt Jeden, der nur ein Gewehr zu tragen im Stande ist. Da die Qualität der Leute als bedeutend besser dargestellt wird, wie die der chinesischen Festlandsarmee, sie auch von einem lebhafteren Heimathsgefühl, wenn auch gerade von keinem Patriotismus in unserem Sinne des Wortes, beseelt sein sollen, so wären sie nicht zu verachtende Gegner. Am meisten Neigung, die Formosa-

Feuilleton.

Die Erbin von Abbot-Castle.

28] Original-Roman von F. Klinck-Lütetsburg.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Diese Geächtete aber war sie geblieben und würde bleiben, selbst als die Gattin Harry Ruthbert's. Sie war fest davon überzeugt. Der Reichthum Sir Lionel's konnte sie nicht frei machen, sondern würde, wie es den Anschein hatte, nur dazu dienen, auch den geliebten Mann in eine peinliche Lage zu bringen, die ihm sonst wohl fremd geblieben sein würde. Der Himmel mochte geben, daß nicht die Stunde kam, in welcher er bereuen würde, sein Schicksal mit dem ihren verbunden zu haben.

Trotz der unheimlichen Befürchtungen, von welchen sie insbesondere in der ersten Zeit nach ihrer Verlobung festgehalten wurde, flossen die Tage ruhig und voll Frieden für sie dahin. Harry Ruthbert's Briefe verfehlten ihre beabsichtigte Wirkung, ihren Muth zu erstarken, nicht. Lady Willie that Alles, was in ihren Kräften stand, sie über Dinge hinwegzuhelfen, welche, wie dieselbe instinctiv fühlen mochte, sie quälten. Dazu kamen mancherlei Vorbereitungen für die Hochzeit. Leider gab es weder eine Ausstattung zu beschaffen, wie die fürsorgliche Dame gewünscht haben mochte, noch konnte die Toilettenfrage viel Unruhe verursachen. Mary war noch in Trauer um den Großvater, aber sie würde auch ohne eine solche nicht eine laute Hochzeitsfeier gewünscht haben.

Es war ein Glück, daß Mary nichts von der Aufregung ahnte, welche die Nachricht von ihrer Verlobung mit Harry Ruthbert hervorgerufen hatte. Etwas Aehnliches war kaum dagewesen, und nie zuvor hatte man vielleicht mit einer gleichen Feindseligkeit gegen eine Unschuldige verfahren. Es war indessen nicht so ganz unbegreiflich, wie es scheinen mochte. Mary Connor war eines Tages sehr hart beurtheilt worden, so hart, daß ihre Freisprechung bereits Manchem ein Gefühl des Unbehagens verursacht hatte, gerade weil man schonungslos verurtheilte und überzeugt war, daß der Richterspruch sie erdrücken werde. Angesichts gewisser bestimmter Vorhersagungen und der großen Geringschätzung, mit welcher man von Mary Connor gesprochen, war es schon nicht angenehm, sie frei ausgehen zu sehen. Dann hatte man sie todtgesagt. Die Strafe des Himmels war eine gerechtere gewesen als die irdischer Richter, nie war ein ähnlicher Fall von Strafe für eine Schuld vorgekommen.

Noch ein paar Tage lang hatte man von dem Mädchen gesprochen, das im Hause der leichtgläubigen und vertrauensseligen Lady Willie auf kurze Zeit eine glänzende Rolle gespielt, um so zu enden, dann war es vergessen, bis der Tod des alten Sir Lionel Connor seine Enkelin auf einmal in Aller Gedächtniß zurückrief. Sir Lionel Connor sollte einen fabelhaften Reichthum hinterlassen haben, und seine Erbin würde die Enkelin gewesen sein, wenn sie nicht so elend zu Grunde gegangen wäre.

Aber sie lebte noch. Niemand hatte es glauben wollen, irgend eine betrügerische Person war aufgetaucht, um die Rolle der Erbin zu spielen. Mary Connor lebte indessen wirklich, so widerwillig man diese Nachricht auch aufnahm. Sie hatte unter falschem Namen sich Aufnahme bei einer alten Dame zu verschaffen gewußt. Ja — mehr als das. Die alte Dame hatte sie zu ihrer Erbin eingesetzt, obwohl zwei Söhne derselben dadurch um ihr Erbe betrogen worden waren. Es hatte den Anschein, als ob Mary Connor auch eine im hohen Grade intriguante Person sei.

Dann ihre Verlobung mit Lord Harry Ruthbert! Die Aufregung, welche diese Nachricht hervorrief, übertraf an Wichtigkeit die anderen Nachrichten bei Weitem. Hatte man sich bereits gewundert, daß Lord Ruthbert, der von Sir Lionel zum Hüter des großen Vermögens eingesetzt war, überhaupt in Beziehungen zu einer etwas anrüchigen Familie stand, so begriff man einfach einen Mann nicht, dessen Ansichten über Ehre ihn seither einen ganz besonderen Platz in der Welt einnehmen ließen, und der nun um Geld sich einem Mädchen verkaufte, dessen Vergangenheit durch keinen Mantel der Liebe verdeckt werden konnte.

Man raunte, man flüsterte, man zuckte die Achseln, es fiel auch manch böses, gehässiges Wort, aber leise — im Vertrauen, man konnte das Urtheil ja Jedem selbst überlassen. Dann hieß es plötzlich, Miß Connor sei von der ihr durch Mrs. Gray zugefallenen Erbschaft zurückgetreten, sie habe sich geweigert, irgend Etwas, das der alten Dame gehört, zu nehmen. Den rechtmäßigen Erben aber sei dadurch nicht im Mindesten geholfen. Im Fall Miß Connor die Annahme der Erbschaft verweigere, so würde, bis auf eine ganz unbedeutende Summe und einige Legate, die ganze Hinterlassenschaft der Kirche zufallen.

Mrs. Gray mußte doch wohl eine besondere Meinung von Miß Connor gehabt haben, sie würde sonst nicht die Möglichkeit erwogen haben, daß das junge Mädchen die Erbschaft ausschlagen könne.

In Anbetracht ihrer Vergangenheit ließ sich darüber durchaus nicht viel sagen. Es war besser, man schwieg davon, vielleicht handelte es sich auch nur um ein Gerücht.

Welch ein Interesse aber die gesammte Bevölkerung für Mary Connor bezeigte, sah man an ihrem Hochzeitstage. Lange vor der festgesetzten Stunde war nicht allein die Kirche wie zu einem Gottesdienste besetzt, sondern auch vor dem Eingange stand eine dichtgedrängte Menschenmenge, das Brautpaar mit Ungeduld erwartend.

Die Braut, welche von Lady Willie geführt wurde, sah sehr blaß aus. Sie trug ein schlichtes weißes Gewand, einen Kranz von Orangenblüthen und einen kostbaren Schleier, ohne jeden Schmuck.

Der Bräutigam war ein schöner, stattlicher Mann, man hatte nicht einmal gedacht, daß Lord Ruthbert sich so vortheilhaft entwickelt habe. Er sah zwar gleichfalls ernst aus, aber in seinen Augen leuchtete das Glück, und nur einen flüchtigen Moment beschattete eine Wolke seine Stirn: eine häßliche Bemerkung über Mary Connor hatte sein Ohr berührt, ein Zornesblitz traf den feigen Verleumder.

Die Trauung war vorüber. Lord Ruthbert hatte mit seiner jungen Gattin die Kirche verlassen und sie an den bereitstehenden Wagen geführt. Ein halbes Dutzend Gäste, Verwandte von Lady Willie, war ihnen gefolgt, auch die Neugierigen begannen sich zu entfernen. Eine Stunde später stand aber noch eine ganze Anzahl Männer und Frauen vor dem Kirchenportale und besprachen, lebhaft gesticulirend, das Brautpaar. Es wurde kein günstiges Urtheil über die Braut abgegeben, sie hatte nicht ausgesehen, als ob sie besonders glücklich sei. Wer so reich war und die Gattin eines Mannes wurde, wie Lord Ruthbert einer war, konnte nicht so trübselig in die Welt hinausschauen, wie die Braut gethan. Es war doch die Last der alten Schuld, welche sie drückte.

Nein, nicht die Last einer alten Schuld drückte Mary nieder, und doch war es eine Last so groß und schwer, daß sie unter derselben zusammenbrechen zu wollen schien. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es ihr, ihre Haltung sich zu bewahren, nur die Liebe gab ihr einen ihr unnatürlich scheinenden Muth und die Kraft, mit Aufmerksamkeit der heiligen Handlung zu folgen.

Mary's Anblick hatte Lord Ruthbert erschreckt. Lady Willie entgegnete ihm auf seine besorgten Fragen, daß bis vor vier oder fünf Tagen ihr Aussehen zu keiner Besorgniß Veranlassung gegeben habe. Sie sei durch den Empfang eines Briefes aus Kalkutta in große Aufregung versetzt worden, auf eine andere Weise lasse die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen sei, sich gar nicht erklären.

Harry Ruthbert hatte nicht gefragt. Er war nicht über den Urheber des aus Kalkutta eingegangenen Briefes im Zweifel, und wenn er demselben auch keine große Bedeutung beilegen konnte, so schmerzte es ihn doch, daß Mary ihm nicht ihr Leid anvertraute. Sie wollte ihn ohne Zweifel schonen, und doch war volles Vertrauen die erste Bedingung für einen glücklichen Ausgang seines Vorsatzes, einer Klippe aus dem Wege zu gehen, an welcher Beider Glück zu zerschellen gedroht.

Nun war sie sein — für immer sein. Es war ihm eine Beruhigung, daß er über sie würde wachen können, hoffte er doch Alles davon. Es konnte ihm nicht schwer fallen, ihr Vertrauen zu gewinnen, besaß er doch ihre Liebe.

Er führte seine junge Frau sogleich nach Ruthbert-Hall, es war ihr innigster Wunsch gewesen und sein eigener hatte sich glücklich damit vereinigt. Die Besitzung konnte in dieser Zeit nur schwer den Herrn entbehren, und Harry Ruthbert wünschte nicht, nach seiner Verheirathung irgend eine Veränderung in der gewohnten Lebensweise eintreten zu lassen. Zum Herbst, wenn sein Grundbesitz nicht mehr der vollen Aufmerksamkeit bedurfte, wollte er dann mit seiner Gattin nach Italien, um die Wintermonate dort zu verleben.

Nie hatte Harry Ruthbert einen herrlicheren Frühling verlebt. Er war unendlich glücklich, so glücklich, daß er einen leisen Zweifel an die Dauerhaftigkeit des Glückes nicht ganz überwinden konnte. Dann warf er wohl einen besorgten Blick auf Mary. Aber auch sie gab keinen Anlaß zu einer Unruhe. Ihre blassen Wangen hatten sich gefärbt, wenn sie

SLUB
Wir führen Wissen.